

Emma Solberg

MISSION: GETAWAY CAR
FLUCHT IST (K)EINE LÖSUNG

Emma Solberg

MISSION: GETAWAY CAR

FLUCHT IST (K)EINE LÖSUNG



VAJOSH

Für Sandy.

*Ich wünsche jedem da draußen, dass er die Chance hat,
seine eigene Version von dir zu finden.*



Liebe Person, die dieses Buch in den Händen hält,

bevor du dich mit meinen Charakteren auf einen Roadtrip voller Chaos, Herzklopfen – mit unterschiedlichsten Auslösern – und einem verdammt kalten kanadischen Winter begibst, möchte ich dir etwas mit auf den Weg geben.

In dieser Geschichte begleitest du eine Person, die neurodivergente Züge aufweist – genauer gesagt die von ADHS. Als neurodivergente Person ist es mir wichtig, zu betonen, dass die Eigenschaften, die ich ihr mitgegeben habe, nicht stellvertretend für jeden Menschen mit ADHS stehen. Neurodivergenz ist ein unglaublich faszinierendes Thema, das sich auf vielfältige Art und Weise darstellt. Diese Geschichte ist dabei nur eine Darstellung von vielen und doch zu wenigen.

Es handelt sich hierbei nicht um eine Diagnosegeschichte oder ein Sachbuch, dafür gibt es wunderbare Menschen, die das so viel

besser können als ich. Es ist eine Geschichte über falsche Entscheidungen, Neuanfänge und darüber, dass es manchmal die Umwege sind, die uns dorthin bringen, wo wir wirklich hingehören – zu uns selbst.

Ich hoffe, du findest hier etwas, das dir guttut.
Und jetzt schnall dich gut an. Es könnte rasant werden.

Deine Emma



*Kunsthistorisches Museum
Vancouver, Kanada
14.12.*

Ich hätte es besser wissen müssen.

Das Problem ist, wenn man siebzehn ist und seiner Familie beweisen möchte, dass man dazu gehört – na ja, da kann man leichtsinnig werden.

Im Übrigen trägt mein ältester Bruder Raphael eine gewisse Mitschuld. Er würde das anders sehen und felsenfest behaupten, es sei ein Scherz gewesen. Für mich war es keiner. Nicht, als er am Geburtstag von Maman meinte, ich sei niemals in der Lage, einen Coup der alten Schule durchzuziehen. Die Herausforderung in seiner Stimme war das eine, das Lachen meines Bruders Loic bei den darauffolgenden Widerworten das andere. Wenn man in einer Familie wie den Lavoies aufwächst und einen Nachnamen trägt, der mit Organisierter Kriminalität gleichgesetzt wird, ist das erste Verbrechen ein Ritterschlag. Und als Raphael damit prahlte, bei seiner Premiere nicht volljährig gewesen zu sein, festigte sich in mir eine Idee. Ich würde allen beweisen, dass Addie Lavoie mehr

war als der verwöhnte Spross der Familie Lavoie, dem niemand etwas zutraute.

Deshalb habe ich für meinen Ausflug in das kunsthistorische Museum von Vancouver keine Verstärkung mitgenommen. Und deshalb renne ich in diesem Moment um mein Leben, während der Alarm von den verputzten Wänden widerhallt und die rotierenden Lichter bizarre rote und blaue Schatten werfen.

Mein Plan war wasserdicht.

Wochenlang habe ich das Museum in der Innenstadt von Vancouver und seine Mitarbeiter ausgekundschaftet. Ich kannte den Grundriss und jede mögliche Fluchtroute auswendig. Während des Wachwechsels bin ich durch eines der Dachfenster eingestiegen. Ich habe das Bild der Kameras geloopt und mithilfe einer Hintertür in der Software die Sensoren in den Ausstellungsräumen abgeschaltet. Wie das funktioniert, habe ich von einem Kerl auf *Reddit* gelernt. Das Loch in die Vitrine zu schneiden, war der einfachste und gleichzeitig nervenaufreibendste Teil des Unterfangens. Das Flammendiadem hinter dem Glas gehörte Gerüchten zufolge einst Anne Boleyn, einer, wie ich finde, zu Unrecht enthaupteten englischen Königin. Ich war voller Vorfreude auf die Gesichter meiner Familie, wenn ich ihnen in einer Stunde beim Sonntagsessen die Beute unter die Nase halten würde. Der Ritterschlag war zu diesem Zeitpunkt in greifbarer Nähe.

Alles war perfekt – bis es das nicht mehr war.

Ich sprinte an dem Schild vorbei, das auf die königliche Juwelenausstellung in Raum B7 hinweist. Zwei Personen folgen mir in einem für meinen Geschmack zu dichtem Abstand. Der kurze Blick, den ich auf sie werfen konnte, bevor ich mit der Beute losgerannt bin, hat mir gereicht. Keiner von beiden trägt

die beige Uniform des eher gemütlichen Museumspersonals. Stattdessen sind sie in fröhlichem Schwarz gekleidet – inklusive Helm, Sturmhaube und kugelsicherer Weste. Nichts davon gehört zu der notwendigen Ausrüstung, um eine Siebzehnjährige zu verfolgen, die unbewaffnet ist – zumindest fast.

»Lasst sie nicht entkommen!«, dröhnt die Stimme des einen hinter mir, tief und wütend, als ich um die Ecke biege. Auf dem rutschigen Steinboden verliere ich das Gleichgewicht, fange mich kurz bevor ich in der Wand lande und renne weiter. Wenige Meter liegen zwischen mir und der Tür auf der linken Seite, auf der in goldenen Lettern das Wort *Personal* prangt. Von dort aus geht es zu den Umkleideräumen und zu meinem eigentlichen Ziel – meinem Plan B, wenn man ihn so nennen kann: den Wartungstunneln unter dem Museum. Für jemanden, der nicht wochenlang jeden Winkel des Gebäudes auswendig gelernt hat, mögen sie wie ein Labyrinth wirken. Für mich sind sie die einzige Hoffnung, an diesem Abend nicht in Polizeigewahrsam zu enden.

Die Zacken des Diadems graben sich tiefer in meine Haut und das schrille Heulen der Alarmanlage schmerzt in meinen Ohren. Langsam bereue ich all die Male, in denen ich die Unterschrift meiner Eltern gefälscht habe, um nicht am Sportunterricht teilnehmen zu müssen. Der ein oder andere Cooper-Test hätte mir sicher gute Dienste geleistet. Doch obwohl meine Lunge brennt, komme ich der Tür näher. Das Adrenalin vermischt sich mit der leisen Hoffnung, dass meine Flucht geglückt sein könnte. Vielleicht – nur vielleicht – würde meine Mutter mir sogar verzeihen, dass ich wegen der kleinen Planänderung deutlich zu spät zum Essen komme.

»Ihr kriegt mich nie«, denke ich. Im nächsten Moment kracht ein Körper gegen mich und presst die Luft aus meiner Lunge. Meine

Sicht verschwimmt, als wir zusammen aufschlagen. Das Diadem gleitet aus meiner Hand und rutscht klirrend über den Boden, bis es direkt neben der Tür zum Liegen kommt.

Ich taste nach dem Ledergurt an meinem Bein, der ursprünglich für ein Messer gedacht war und in dem heute ein Pfefferspray steckt, das ich für alle Notfälle mitgenommen habe. Und das hier ist einer. Meine Finger schließen sich um den Sicherungshebel. Der Linebacker kommt zurück auf die Füße. Ich hebe die Dose, richte sie auf sein Gesicht und er tritt zu. Es grenzt an ein Wunder, dass er mir nicht die Finger bricht, doch er trifft das Pfefferspray. Und meine einzige Waffe an diesem Abend schlittert nutzlos davon.

Merde!

Zwei behandschuhte Pranken greifen nach mir und ich lande mit einer fließenden Bewegung auf dem Bauch. Der Kerl über mir drückt meinen Kopf auf den kalten, bei näherer Betrachtung dreckigen Boden. Angeekelt versuche ich, mich auf die Unterarme zu stützen, um Abstand zu gewinnen. Vergeblich.

»Ich nehme an, wir können nicht darüber reden, oder?«, frage ich. Linebacker gibt einen grunzenden Laut von sich. Er umfasst mit einer Hand beide Handgelenke und klopft mich mit der anderen, die kurz zuvor an meinem Hinterkopf lag, ab. Sein gesamtes Gewicht lastet auf mir und sorgt dafür, dass ich atemlos klinge. Es liegt sicher nicht am ungeplanten Sprint.

»Audrey Lavoie, du bist verhaftet«, sagt eine Stimme links von mir. Sekunden später schneiden Kabelbinder in meine Haut und ich werde auf die Beine gestellt. Mir schwirrt der Kopf und ich habe das Gefühl, jeden Moment das Gleichgewicht zu verlieren.

»So geht man nicht mit einer Lady um«, tadele ich den Typen, der sich vor mir aufgebaut hat. Er überragt mich um mindestens

einen Kopf und durch die Sturmmaske ist sein Gesicht kaum zu erkennen. Die verschränkten Arme und die Körperhaltung, die vor Arroganz stotzt, verraten mir, dass er der Boss ist. Gedanklich taufe ich ihn auf den Namen *Goliath*.

Hinter ihm taucht ein weiterer Polizist auf. Er macht keine Anstalten, mich anzusehen, kniet sich hin und verstaubt das Diadem in einem schwarzen Leinenbeutel. Ich unterdrücke den Drang, mit den Zähnen zu knirschen. Die Stimme meines Vaters hallt bereits wie ein missbilligendes Phantom durch meinen Kopf. Und das, obwohl er noch nicht herausgefunden hat, dass ich heute Abend bei dem Versuch, im Alleingang in ein Museum einzubrechen, verhaftet worden bin.

»Findest du dich lustig?«, knurrt Goliath. »Mal sehen, wie lange es dauert, bis dir klar wird, dass du Weihnachten in einer Zelle verbringen wirst, Lavoie.«

Ich lege den Kopf schief und grinse.

»Darauf würde ich an deiner Stelle kein Geld wetten.«

Obwohl meine Worte zuversichtlich klingen, bin ich mir nicht sicher. Meine Familie hat bisher jeden rausgeholt – aber es ist gut möglich, dass mein Vater mich für diesen Fehltritt hinter Gittern verrotten lässt.



*Ein unmarkierter Lieferwagen
Vancouver, Kanada
14.12.*

Goliath marschiert ein Stück vor uns. Seine Brust reckt er dabei so stolz hervor, dass man meinen könnte, er hätte einen Drachen erlegt, nicht eine Highschool-Schülerin verhaftet. Er macht keine Anstalten seine Genugtuung zu verbergen, während Linebacker mich gnadenlos hinter ihm her zerrt. Seine Finger bohren sich in meinen Oberarm und morgen werde ich mit aller Wahrscheinlichkeit blaue Flecken haben. Das Flammendiadem sichert der dritte Polizist, der die Nachhut bildet und sich in regelmäßigen Abständen umschaut. Seine freie Hand liegt dabei am Holster.

Entweder vermuten sie, dass sich meine nicht vorhandene Begleitung versteckt oder dass weiterhin Fluchtgefahr von mir ausgeht. Bei Letzterem kann ich sie beruhigen. Ja, ich habe versucht wegzulaufen, dennoch besitze ich genug Realitätssinn, um zu wissen, dass ich nicht plötzlich zur Königin des Parcours werde. Schon gar nicht mit auf dem Rücken gefesselten Händen, drei bis an die Zähne bewaffneten Polizisten entkomme. Die

Wahrscheinlichkeit, dass dieser Plan funktioniert, geht gegen null. Außerdem bezweifle ich, dass Linebacker genug Respekt vor meinem Nachnamen hat, um sein Manöver von vor ein paar Minuten nicht zu wiederholen. Auf eine weitere Kostprobe verzichten meine Rippen und ich daher zu gern.

Goliath stößt die Tür am Seiteneingang des Museums auf und sie quietscht protestierend. Draußen schlägt uns die Nachtluft entgegen und frisst sich sofort durch den Stoff meines Sweatshirts. Eine Winterjacke war im Kit für nächtliche Einbrüche nicht vorgesehen, was ich in diesem Moment bereue. Wir betreten den Mitarbeiterparkplatz neben dem Gebäude, der bis auf einen schwarzen Lieferwagen verlassen vor uns liegt. Goliath bleibt an den geöffneten Flügeltüren am Heck stehen und gibt uns ein Zeichen. Sein schweigsamer Kollege drückt ihm den Beutel mit meiner Beute in die Hand und steigt auf die Ladefläche. Das Fahrzeug ist ein Sprinter, wie man ihn aus Filmen kennt – ohne Firmenaufschrift aber mit diesem gewissen Charme von der Polizei für verdeckte Ermittlungen eingesetzt zu werden. Mein Blick wandert zu Linebacker und seiner Uniform, auf der keine sichtbaren Abzeichen prangen. Keine Dienstnummer, kein Emblem einer Einheit und kein Polizeiwappen weist daraufhin, wer diese Kerle sind.

»Hey, kurze Frage«, fange ich an und stemme meine Füße in den Boden, um uns zum Anhalten zu zwingen. Linebacker schiebt mich erbarmungslos weiter in Richtung des Vans und der Kies knirscht unter meinen Schuhen.

»Hey, hör mal ...«, versuche ich es erneut. Er hat scheinbar keine Lust auf Small Talk mit mir, und bevor ich meinen Satz beenden kann, löst sich sein Griff von meinem Arm. Stattdessen greift er in den Stoff meines Sweatshirts und hebt mich wie einen

zugegebenermaßen widerspenstigen Kartoffelsack auf die Ladefläche des Vans.

»Hey!«, protestiere ich – weil Protest das Einzige ist, was mir bleibt, um meinen ohnehin angekratzten Stolz zu wahren. Linebacker stößt mich mit einem Schnauben unsanft ins Innere.

»Rein mit dir.«

Dass auf dem Rücken gefesselte Hände das Gleichgewicht beeinträchtigen, scheint ihn dabei nicht zu stören. Meinen Körper schon, denn ich komme dem vom Schneematsch nassen Boden mit einem Mal rasend schnell näher. Bevor ich mir allerdings die Nase und alle weiteren Knochen in meinem Gesicht breche, greift eine behandschuhte Hand nach mir.

»Vorsicht«, brummt der schweigsame Polizist. Ich bin mir nicht sicher, ob er damit mich oder seinen Kollegen meint. In Gedanken taufe ich ihn dennoch auf den Namen *Good Cop*.

»Willkommen an Bord.« Der Stoff seiner Sturmhaube dämpft seine Stimme. Er drückt mich auf eine der beiden Sitzbänke, die links und rechts der Ladefläche im Boden des Transporters verankert sind. Kaum berühren meine Beine das Metall, dringt die Kälte durch meine Jeans und ich fröstele noch stärker. Ein beißender Geruch von altem Motoröl und Moder liegt in der Luft und über uns knarrt es monoton und rhythmisch, es begleitet jeden Windstoß von draußen wie ein leises Stöhnen.

Good Cop setzt sich zwischen die Tür und mich und versperrt mir den einzigen Ausweg, während sich sein Kollege uns gegenüber niederlässt und die Arme vor dem Oberkörper verschränkt. Die Sturmhaube verdeckt alles bis auf seine Augen und der Blick, der darin liegt, sorgt dafür, dass sich mein Magen schmerzhaft zusammenzieht. Wie ein Raubtier, das auf den perfekten Zeitpunkt wartet, um seine Beute zu erlegen, mustert er

mich. Hinter meinem Rücken balle ich meine Hände zu Fäusten. Mir ist bewusst, dass die aktuelle Lage alles andere als ideal ist. Gleichzeitig liegt es an mir, einen Ausweg zu finden und daher nutze ich die eine Sache, die ohnehin jeder macht, wenn er mich ansieht: Ich lasse mich unterschätzen. Sollen sie ruhig davon ausgehen, vor ihnen stünde eine naive Jugendliche, die sich der Konsequenzen ihrer Handlung nicht bewusst ist. Und deren Nachname nicht regelmäßig auf dem Verhandlungsplan des Gerichtsgebäudes in der Lexington steht.

»Hey, Jungs, kurze Frage.«

Ich zwingen meine Stimme eine halbe Oktave höher, lasse sie naiver und kindlicher klingen als ohnehin und räuspere mich. Als keiner der Polizisten reagiert, rede ich weiter.

»Darf ich vorn sitzen? Hinten wird mir immer schlecht.«

Linebacker knurrt etwas Unverständliches. Seine buschigen Augenbrauen ziehen sich zusammen, als würde er mich am liebsten aus dem Fenster werfen – wenn dieser Van hinten denn eins hätte. Wahrscheinlich überlegt er, wie lange er mich mit dem Kopf ins Wasser des False Creek drücken muss, um mich loszuwerden. Und das spielt mir in die Karten.

Wer wütend ist, denkt nicht. Wer nicht denkt, macht Fehler.

Und an jemandem, der Fehler macht, komme ich eher vorbei.

Die Antwort auf meine Frage mit dem Sitzplatz bekomme ich von Goliath höchstpersönlich. Ein heftiger Ruck lässt den Wagen erzittern, als er die Türen zuschlägt.

Mit einem Mal herrscht um uns herum Dunkelheit und die Geräusche des abendlichen Vancouvers werden gedämpft – die Stille unterbrochen nur von dem hektischen *Düdüm, Düdüm, Düdüm* in meiner Brust. Es würde mich nicht wundern, wenn die Polizisten das hören könnten. Mit einem Klicken flammt über

unseren Köpfen eine Lampe auf, die nicht einmal einem Teelicht Konkurrenz machen könnte.

»Gemütlich«, murmele ich. Good Cop räuspert sich, und es klingt verdächtig nach einem unterdrückten Schmunzeln.

Da ich meine Flucht wohl oder übel auf später verschieben muss, bemühe ich mich, trotz der Kabelbinder eine halbwegs bequeme Sitzposition zu finden. Es funktioniert nicht und der Druck in den Schultergelenken lässt kaum nach. Kurz darauf ruckt der Wagen mit einem heftigen Rumpeln vorwärts und das raue Vibrieren des Motors wandert durch meine Füße in meinen Körper. Er läuft unruhig, stottert in regelmäßigen Abständen – scheinbar setzt alle paar Takte einer der Zylinder aus. Ein Problem mit der Zündung? Könnte sein, klingt jedenfalls –

Stopp, Addie!

Ich beiße die Zähne fest zusammen.

Konzentriere dich, verdammt noch mal!

Ich lenke meine Aufmerksamkeit wieder auf das eigentliche Problem. Da ich bisher nur Goliath, Linebacker und Good Cop gesehen habe, muss ich davon ausgehen, dass sie meine Begleiter heute Abend sind. Und da zwei von ihnen bei mir sitzen, fährt ihr Anführer den Lieferwagen. Das einzige Licht spendet hier hinten die Lampe an der Decke. Fenster gibt es keine, aber damit werde ich fertig. Ich kenne die Straßen von Vancouver gut genug, um mich auch ohne zu sehen zurechtzufinden – vorausgesetzt, niemand stört meine Konzentration. Und das niemand schließt mich leider mit ein. Zumindest scheint keiner der anderen Passagiere an einer Runde Small Talk interessiert zu sein.

Perfekt.

Der Lieferwagen fährt an. Auf die plötzliche Kraftverlagerung unvorbereitet verliere ich auf der rutschigen Metallbank den Halt

und pralle seitlich in Good Cop. Mit einem schnaubenden Geräusch drückt er mich zurück gegen die Wand, die uns von der Fahrerkabine trennt. Unter meinen Füßen vibriert es stärker, als wir über das Kopfsteinpflaster der Bond Street rollen, einer Nebenstraße, die als Zufahrt zu den Hinterhöfen der Geschäfte und Museen dient. Goliath bremst abrupt, bevor mich die Fliehkraft beim Abbiegen gegen die Außenwand des Vans drückt. Das unregelmäßige Rattern der Straße weicht dem dumpfen, gleichmäßigen Dröhnen glatten Asphalts.

Howe Street.

Richtung Süden.

Nach ein paar hundert Metern verlangsamen wir unser Tempo und biegen links ab. Ich schwanke zwischen *Nelson* und *Helmcken Street* – beide Straßen liegen dicht beieinander –, bis mir der stechende Geruch von altem Frittierfett in die Nase steigt. *Nelson Street*. Eindeutig. Der McDonald's dort ist ein beliebter Treffpunkt für alle an meiner Schule, wenn wir Freistunden haben.

Wir beschleunigen, und die Windgeräusche verschlucken das unruhige Brummen des Motors. Der Wagen neigt sich nach hinten als wir eine Steigung erklimmen und erneut rutsche ich auf dem Metall gegen Good Cop. Dieses Mal drückt er mich kommentarlos zurück gegen die Fahrerkabine. Der Geruch von ranzigem Fett weicht dem von Salz und Meer.

Cambie Bridge.

Richtung Mount Pleasant.

Vor meinem inneren Auge folge ich der möglichen Route in den Süden der Stadt. An der Ecke *Cambie* und *Mount Pleasant* liegt das Hauptquartier der Vancouver Police.

Nicht unbedingt ideal für den weiteren Verlauf des Abends, aber mein Vater trifft sich regelmäßig zum Pokern mit dem

Commissioner. Das könnte mir heute im wahrsten Sinne des Wortes in die Karten spielen.

»Ja?«, dringt Goliaths Stimme gedämpft aus der Fahrerkabine zu uns nach hinten. »Nein, wir sind ...«

Scheinbar telefoniert er und ich bemühe mich, zwischen dem Rauschen des Windes und dem Stottern des Motors die Unterhaltung zu deuten. Doch mehr als ein paar Wortfetzen dringen nicht durch die Metallwand zu uns.

»Natürlich, Sergeant, ich verstehe«, sagt er zu dem unbekannten Anrufer. Wir passieren den höchsten Punkt der Brücke. In weiser Voraussicht spanne ich meine Muskeln an, bevor der Wagen sich nach vorn neigt und Good Cop bleibt ausnahmsweise von mir verschont.

»Kein Problem. Wir bringen Sie sofort zu Ihnen.«

Linebackers Blick huscht für den Bruchteil einer Sekunde von mir zu seinem Kollegen, der Ausdruck von Abschätzung darin weicht Irritation. Mehr brauche ich nicht, um zu erkennen, dass es sich hierbei um eine Planänderung handelt, mit der keiner von beiden gerechnet hat. Doch wer ist am anderen Ende der Leitung und wo soll ich hingebracht werden?

Kaum haben wir die Brücke verlassen, biegt der Transporter scharf rechts ab, vermutlich auf die *West 7th Avenue*. Es folgt eine zu spät genommene Rechtskurve, die mich in Richtung von Linebacker auf der gegenüberliegenden Seite der Ladefläche wirft. Good Cop verhindert Schlimmeres, indem er mich am Stoff meines Pullovers packt und zurück auf die Bank zieht. Das Rauschen des Wassers neben uns bleibt konstant. Erst nach einigen hundert Metern folgen drei enge Kurven direkt nacheinander – rechts, links, rechts. Der Motor heult auf, der Wind zerrt am Wagen und erneut verliere ich den Halt auf der

Metallbank, als wir die Steigung einer Brücke erklimmen. Für einen Moment schließe ich die Augen. Mit einem imaginären Stift male ich rote Linien in das Straßennetz von Vancouver, wiederhole es mit Blau für den Fall, dass ich mich geirrt habe. Doch beide Farben führen zum selben Ergebnis. Wir befinden uns auf der *Granville Bridge* und damit auf dem direkten Weg zurück zum Museum. Eine Tatsache, die dafür sorgt, dass sich ein flaes Gefühl in mir ausbreitet. Was war hier los?

»Sag Bescheid, *bevor* du dich übergibst«, reißt Linebacker mich aus meinen Gedanken. Ich öffne die Augen und unsere Blicke treffen sich – nicht auf die romantische Art und Weise, eher auf die »Ich warne dich«-Tour. Ich schenke ihm ein Lächeln, obwohl mir danach nicht zumute ist. Zwischen dem Museum und diesem Lieferwagen dürften noch ein paar hundert Meter liegen. Sollte sich dieses Theater in wenigen Minuten als übler Scherz meiner Brüder herausstellen, können sie sich darauf einstellen, keine Weihnachtsgeschenke unter dem Baum zu finden.

Hinter der Brücke biegen wir rechts ab.

Drake Street.

Links.

Homer Street.

Wieder links.

Robson Street.

Wir sind fast beim Museum.

Ich hole tief Luft.

»Okay, Jungs, wirklich ...«

Eine scharfe Linkskurve beendet meinen Satz vorzeitig und der Motor heult unter Goliaths Bleifuß auf. Kein Wunder, dass es dem schlecht geht, wenn er ständig so behandelt wird.

»Kurze Frage, wo genau ...«

»Halt die Klappe«, unterbricht mich Linebacker, doch ich übersehe den Blick, den er mit Good Cop austauscht, nicht. Das hier gehört nicht mehr zum Plan. Die Geräusche außerhalb des Wagens verändern sich und eine Weile bleiben wir auf einer Straße, die die *Georgia Street* sein muss. Schließlich dreht der Van eine letzte Schleife durch eine enge Nebenstraße, bis der Verkehrslärm verstummt und das Kreischen von Möwen in das Wageninnere dringt. Der Hafen.

Goliath drosselt das Tempo und der holprige Untergrund lässt den Innenraum erzittern. In der Ferne höre ich ein Signalthorn, das sich mit einem gleichmäßigen, tiefen Brummen vermischt. Ein Schiffsmotor? Das würde zumindest die Hafen-Theorie bestätigen.

»Ihr könnt durchfahren«, dringt die fremde Stimme eines Mannes zu uns herein. Inzwischen bewegen wir uns in Schrittschwindigkeit vorwärts. Metall kratzt über Metall und das Geräusch scheint, um uns herumzuwandern, bis es mit einem *Klong* endet. Der Motor verstummt.

»Da sind wir«, sagt Goliath und jemand, entweder er oder der Fremde, öffnet die Fahrtür des Lieferwagens. Von draußen höre ich Stimmen – zwei oder drei Männer. Goliath ist einer von ihnen, doch egal wie sehr ich mich anstrengte, verstehe ich kein Wort.

Feste Schritte nähern sich dem Wagen. Ich bereite mich darauf vor, gleich in das feixende Gesicht eines meiner Brüder zu schauen. Doch es ist Goliath, der die Flügeltüren aufreißt. Künstliches Licht dringt in das Wageninnere.

»Bringt sie heraus«, befiehlt er und tritt beiseite. Good Cop steigt vor mir aus, dreht sich um und wartet mit ausgestreckter Hand. Ich zwingen mich auf die Beine und trete an die Kante der Ladefläche. Zwischen dem Betonboden und mir liegen siebzig

Zentimeter. Unter normalen Umständen würde ich runterspringen, so etwas wie Höhenangst kenne ich nicht. Doch nach dem Fiasko beim Einsteigen traue ich mich nicht mehr. Good Cop bemerkt mein Zögern. Er greift nach meiner Taille und hebt mich von der Ladefläche.

»Danke«, murmle ich und sehe mich um. Goliath hat den Lieferwagen in eine Lagerhalle gefahren. Das Tor am Eingang ist verschlossen und der Raum abgesehen von einer Ansammlung an zusammengewürfelten Stühlen und einer dicken Staubschicht leer. Linebacker springt hinter mir von der Ladefläche und schlägt die Türen zu.

»Ich wusste ja, dass es Probleme mit der Finanzierung öffentlicher Ämter gibt«, sage ich trocken und schiebe mit dem Fuß eine herrenlose Schraube beiseite, »aber das ist wirklich erbärmlich. Ich kann euch die Nummer von einem großartigen Makler geben, wenn ihr die braucht.«

Goliath atmet hörbar aus. Seine Hand drückt zwischen meine Schulterblätter und zwingt mich nach vorn. An der Front des Lieferwagens wartet ein Mann auf uns. Die grellen Scheinwerfer verzerren seine Gestalt und lassen ihn größer erscheinen. In Wahrheit überragt er mich um einen halben Kopf. Sein schütteres Haar und seine blasse Haut zeugen von jahrelangem Stress – kein Mann, der in seinem Leben viel Sonne gesehen hat, sondern stattdessen stundenlang in grauen Konferenzräumen saß. Der dunkelgraue Anzug, den er trägt, schreit nach Bundesbehörde. Er bewegt sich nicht einen Zentimeter, bis wir direkt vor ihm stehen. Ein Lächeln breitet sich auf seinen Lippen aus.

»Audrey Lavoie«, sagt er, für meinen Geschmack zu entspannt, »schön, dass wir uns endlich persönlich kennenlernen.«



*Container-Terminal
Vancouver, Kanada
14.12.*

Obwohl Good Cop die Plastikfessel durchgeschnitten hat, brennen meine Handgelenke weiterhin. Dunkelrote Striemen zeichnen sich auf der Haut ab und ich massiere die Stellen, in der Hoffnung, dass der Schmerz vergeht.

»Das ist ja mal ganz schön schiefgegangen«, sagt Mister Bundesbehörde, der mit verschränkten Armen und einem herablassenden Lächeln vor mir steht. Sein billiges Rasierwasser kratzt in meiner Nase und ich lehne mich zurück, um Abstand zwischen uns zu bringen. Der Plastikstuhl, auf dem ich sitze, protestiert dabei ächzend.

»Ideal würde ich es nicht nennen, Mister ...« Ich lasse die Worte bewusst in der Luft hängen. Er hat sich mir nicht vorgestellt, was mich nicht unbedingt erstaunt. Jeder halbwegs vernünftige Mensch würde verhindern, dass der eigene Name auf dem Radar eines Verbrechersyndikats landet. Strukturell und moralisch funktioniert meine Familie wie ein Großkonzern. Mit

dem Unterschied, dass wir unser Geld statt mit Zimt-Cornflakes mit Drogen, Waffen und Cyberkriminalität verdienen. Wer gegen den Kodex verstößt, zahlt den Preis. Das wissen wahrscheinlich auch die Polizisten, die sich wie eine öffentlich-rechtliche Version der Avengers hinter ihm aufgebaut haben. Bisher hat keiner seine Maske abgenommen.

Mister Bundesbehörde lässt sich nicht von all dem einschüchtern. Seine Schultern hängen locker, was ich von meinen leider nicht behaupten kann, obwohl ich mir größte Mühe gebe, entspannt zu sitzen. Der Druck auf meiner Blase, der sich seit unserer Ankunft in der Halle im Minutentakt erhöht, hilft mir nicht.

»Sergeant Marcus Tedesco, FSOC, Vancouver Division.«

Der unüberhörbare Stolz, der in diesen Worten mitschwingt, lässt mich vermuten, dass er täglich seine Marke auf Hochglanz poliert. Ich stelle ihn mir mit einem roten Samttuch vor und muss ein Grinsen unterdrücken – als mir klar wird, was er gesagt hat.

FSOC.

Die *Federal Serious and Organized Crime Unit* ist eine Spezialeinheit der kanadischen Polizei. Sie kümmert sich um die dicken Fische: Organisierte Kriminalität, Drogenkartelle, Finanzverbrechen. Wer nicht auf ihrer Ermittlungsliste steht: Jugendliche, die in kunsthistorische Museen einbrechen. Die Tatsache, dass er zu denen gehört, lässt meinen Adrenalinpiegel schlagartig in die Höhe schießen.

Ich habe mich mit den möglichen Konsequenzen des Einbruchs auseinandergesetzt. Nicht alles, was ich tue, ist eine reine Impulshandlung – obwohl meine Eltern das gerne anders sehen. Für den Fall, dass ich erwischt werde, war der Plan, das

Ganze als naive Mutprobe unter Highschool-Schülern darzustellen. Damit wäre ich vermutlich sogar der Polizei entgangen.

Nun scheint es, als hätte ich eine Variable übersehen, die in meinem Plan nicht vorkam.

Der Alarm trotz aller Vorsichtsmaßnahmen.

Das Sondereinsatzkommando, das zu früh vor Ort war.

Ein unmarkierter Van.

Polizisten ohne Abzeichen.

Eine Lagerhalle statt einer Polizeistation.

Und ein Typ von der Einheit für Organisierte Kriminalität – all das schreit danach, dass ich mit Anlauf in der Scheiße gelandet bin.

Kurz überlege ich, ob mich der Kerl von Reddit an die Polizei verkauft hat. Hieß er Felix? Oder war es René? Nein, Manuel! Aber er kam aus Deutschland und wusste nicht, wofür ich die Infos brauchte. Unmöglich, dass er den kanadischen Behörden den Plan und den richtigen Zeitpunkt stecken konnte. Dennoch übersehe ich ein entscheidendes Puzzleteil. Das Chaos in meinem Kopf lässt allerdings nicht zu, dass ich einen klaren Gedanken fassen kann.

»FSOC?«, frage ich mit hochgezogenen Augenbrauen und verschränke die Arme, um meine zitternden Hände zu verbergen. »Soll ich mich geehrt fühlen, Mister Tedesco? Noch nie hat jemand etwas, das ich tue, als organisiert bezeichnet.«

Tedesco lächelt. Er greift einen der Stühle, dreht ihn mit der Lehne zu mir und setzt sich gegenüber. Das Holz knarrt laut in der leeren Halle.

»Audrey, Ehre wem Ehre gebührt. Also nein, du solltest dich nicht geehrt fühlen.«

Autsch, das tut weh.

»Und für dich immer noch Sergeant Tedesco.«

»Okay, *Sergeant Tedesco*«, antworte ich. »Warum bin ich hier? Und wo ist mein Anwalt und der Anruf, der mir zusteht?«

Auf die erste Frage geht er nicht ein, stattdessen sagt er: »Du hast nach keinem von beiden verlangt.«

Unwillkürlich beiße ich mir auf die Unterlippe, denn er hat recht. Ich war zu sehr damit beschäftigt, die neuen Eindrücke der letzten halben Stunde zu verarbeiten, um darüber nachzudenken. Natürlich habe ich das Recht auf einen Anwalt, schließlich bin ich offiziell verhaftet worden.

»Dann hätte ich gerne den Anruf.«

Kurz denke ich, dass er anfängt zu lachen und endlich den blöden Scherz meiner Geschwister auflöst. Stattdessen greift er in die Innentasche seiner Jacke. Ich verkrampfe und entspanne mich erst wieder, als er mir ein Handy hält.

»Du hast einen Anruf.«

Einen Moment sehe ich regungslos auf seine ausgestreckte Hand. Das Schweigen zwischen uns zieht sich in die Länge, bis es unerträglich wird. Schließlich atme ich tief durch, löse meine Arme und greife langsam nach dem Handy. Kaum berühre ich das Plastik, schließe ich die Finger fest darum, als könnte er es mir jeden Moment wieder wegnehmen. Das Gerät ist klobig und altmodisch. Es ist eines dieser Prepaidhandys mit Tasten, das sich dafür eignet, Scheiben einzuschlagen. Eine Weile drehe ich es zwischen den Fingern, als würde dadurch die richtige Nummer auf dem Display erscheinen. Mein Herz schlägt schneller, während ich versuche, meine Gedanken zu ordnen.

Wen rufe ich an?

Maman kommt nicht infrage. Sie würde die Misere maximal verschlimmern. Sylvie Lavoie steckt genauso tief in Machen-

schaften der Familie wie alle anderen. Im Herzen ist sie ein normales Mädchen aus Ambleside, das sich in den Falschen verliebt hat und ein Leben zwischen Pilates, Brunch und der drohenden Gefahr des Gefängnisses lebt. Sie würde Tedesco einen Umschlag mit unnummerierten Scheinen überreichen und ihm mit einem Augenzwinkern sagen, dass er das ja vergessen könne. Und das ist keine Option. Jemand, dessen Ego auf einer Dienstmarke basiert, wird Bestechung ablehnen.

Raphael, Camille und Loic, die älteren Lavoie-Kinder, scheiden ebenfalls aus. Alle drei sind volljährig, fest im Unternehmen und schaffen es regelmäßig, dass ich mich neben ihnen wie eine Versagerin fühle. Mit heute Abend male ich mir eine riesige Zielscheibe auf den Rücken. Da klingt eine Gefängnisstrafe verlockender.

Option Nummer drei sind unsere Anwälte, deren Nummern in meinem Handy gespeichert sind. Das liegt in weiser Voraussicht auf dem Schreibtisch zu Hause. Die Idee dahinter war, dass das Sicherheitspersonal meine Identität im Falle einer Verhaftung nur auf Umwegen herausfinden kann. Ein perfekter Plan. Zumindest theoretisch. In der Praxis sitze ich in dieser verdammten Lagerhalle fest und habe deswegen eine letzte Option, die mir Bauchschmerzen bereitet. Wenn ich diesen Joker ziehe, ist der Plan, mit dem Einbruch meinen Wert für die Familie zu beweisen, hinfällig.

Seit meinem sechsten Geburtstag darf ich alle vier Wochen eine neue Prepaid-Handynummer auswendig lernen. Daher dauert es einen Moment, bis ich Papas aktuelle Nummer in die sperrigen Tasten getippt habe. Das Freizeichen ertönt – einmal, zweimal, dreimal. Unbewusst ziehe ich die Schultern nach vorn, um mich unsichtbarer zu machen.

Bitte nimm ab, Papa. Reiß mir den Kopf ab, gib mir Hausarrest bis ans Ende meines kläglichen Lebens, aber bitte nimm ab.

Es knackt in der Leitung und Erleichterung macht sich in mir breit.

»Hallo.«

»Papa, ich bin's. Addie. Ich brauche ...«

Ich halte inne. Am anderen Ende der Leitung ist nicht Papas Stimme, sondern die seiner rechten Hand.

»Lucien?«, frage ich. Obwohl die beiden die meiste Zeit des Tages miteinander verbringen, gibt es Grenzen für das Vertrauen meines Vaters. Sein Leben – ja. Sein Handy – nein. Doch bevor ich mir den Kopf darüber zerbrechen kann, folgt seine unwirsche Antwort.

»Was willst du, Addie? Hast du dich wieder ausgesperrrt? Ich schwöre dir, wenn das zur Regel wird, haben wir beide ein echtes Problem.«

Ich halte kurz inne, überrumpelt von seiner Reaktion.

»Nein, darum geht es nicht. Ist Papa da? Geht es ihm gut?«

Lucien seufzt genervt.

Dieser verdammte Idiot.

»Worum geht es denn?«

»Das würde ich lieber mit ihm persönlich besprechen«, erkläre ich und weiche Tedescos Blick aus, der vor Arroganz trift.

»Das ist im Moment keine Option. Sag mir, worum es geht, und ich frage ihn, ob er Zeit dafür hat. Ansonsten lege ich auf.«

»Nein, warte«, sage ich hastig und verfluche ihn innerlich. Lucien würde es früher oder später erfahren. Aber wenn mein Vater es von mir hört, kann ich zumindest Schadensbegrenzung betreiben. *Bevor* er zum hypothetischen atomaren Erstschlag ausholt.

»Ich glaube, ich habe Mist gebaut, Lucien. Das FSOC hat mich verhaftet und ich brauche einen Anwalt. Oder Papa.«

Am anderen Ende der Leitung herrscht Stille.

»Ach, *Minette*, und du glaubst nur, du hast Mist gebaut? Und ich habe gedacht, du würdest irgendwann aus deinen Kindereien herauswachsen.«

Am liebsten würde ich ihm erzählen, wo er sich diesen Kommentar hinschieben darf, beiße mir aber rechtzeitig auf die Unterlippe. Ich brauche seine Hilfe, und dass ich ihn ätzend finde, kann er sich gerne anhören, *nachdem* er dafür gesorgt hat, dass mein Vater mich hier rausholt. Wieder ist es still am Telefon und ich sehe ihn vor mir, wie er diesen einen Punkt zwischen seinen Augenbrauen massiert. Das macht er oft, wenn er mit mir redet.

»Einen Moment, ich spreche mit ihm.«

Eine Bandansage teilt mir mit, dass das Gespräch gehalten wird. Meine freie Hand fängt wieder an zu zittern, daher klemme ich sie in die Armbeuge auf der anderen Seite. Es dauert eine gefühlte Unendlichkeit, bis es in der Leitung klickt. Ich zucke zusammen.

»Hörst du mich?«

»Ja.«

»Gut«, sagt Lucien. »Ich habe mit deinem Vater gesprochen, und er ist nicht erfreut darüber.«

Diesen Abschnitt der Predigt kenne ich nach siebzehn Jahren in- und auswendig. Dringender brauche ich allerdings den Teil, in dem er sagt, dass er sich darum kümmert und ich mir keine Sorgen machen soll.

Doch der kommt nicht.

»Es tut mir leid, Addie, aber er hat genug von dir und deinem ... *Bétise*.«

Bétise?

Unsinn?

Wut kocht in mir auf, und ich öffne den Mund, um etwas zu erwidern, das mir vermutlich mehr Ärger einbringen wird.

Die rechte Hand meines Vaters kommt mir zuvor.

»Ich soll dir sagen, dass du auf dich gestellt bist. Du hast dir das eingebrockt, sieh zu, wie du da herauskommst.«

»Lucien, ich ...«

Er unterbricht meinen Satz. »Addie, ich diskutiere nicht mit dir darüber.«

»Lass mich *bitte* mit ihm reden«, flehe ich verzweifelter, als mir angesichts der Polizisten ein paar Meter entfernt recht ist. Ich bin mir sicher, Linebacker hinter Tedesco lachen zu hören.

»Nein«, sagt Lucien bestimmt. »Du bist doch eine Lavoie. Finde einen Weg.«

Ich öffne den Mund, will protestieren, doch die Leitung ist tot. Für einen Moment setzt mein Herz aus, um dann noch härter zu schlagen. Ich starre auf das Display, das nicht einmal in Farbe ist. Der Mistkerl hat aufgelegt. Aber schlimmer als das ist die Erkenntnis, dass Papa mir nicht helfen wird.

Verdammter Mist. Jetzt habe ich ein echtes Problem.

»Tja, das ist wohl nicht gelaufen, wie du erwartet hast«, sagt Tedesco mit einem so herablassenden Ton, dass es an Unprofessionalität grenzt, und streckt die Hand nach dem Telefon aus. Mein Hirn fängt an zu rattern. Scheinbar brauche ich Plan B – Maman und einen Umschlag voller nicht nummerierter Scheine, von denen sich die vier netten Herren einen Lebensabend machen können.

»Audrey.«

Tedesco klingt, als würde er mit einem ungezogenen Kind

sprechen, das einen Keks gestohlen hat und ihn nicht wieder hergeben will.

Ich weiß, wie tief ich in der Klemme stecke, aber in einem Punkt hat Lucien recht.

Ich bin eine Lavoie.

Und eine Lavoie braucht niemanden.

Nicht meinen Vater.

Nicht Lucien.

Niemanden.

Ich werde hier rauskommen und am Ende beweisen, dass ich genauso würdig bin, den Namen Lavoie zu tragen wie sie. Sie werden stolz auf mich sein.

»Audrey«, wiederholt Tedesco mit diesem Unterton, der mir die Nackenhaare aufstellt und macht eine auffordernde Geste mit seinem Zeigefinger. »Na komm, gib mir das Telefon wieder, Kleines.«

Ich presse die Kiefer aufeinander und drücke den Rücken durch, um größer zu wirken.

Du bist doch eine Lavoie.

Der Griff um das Handy lockert sich, obwohl mein Herz weiterhin zu schnell schlägt. Ich schaue Tedesco direkt in die Augen und spüre, wie die Anspannung langsam dem Trotz weicht.

»Mein Name ist Addie.«